



Blondinen bevorzugt.

Es ist ein amüßantes Buch, das jetzt in deutscher Uebersetzung im Drei-Masken-Verlag erschienen ist. Eine junge Amerikanerin erzählt uns ihre Lebensgeschichte oder wenigstens ein wichtiges Stück daraus; und das tut sie, indem sie uns gewissermaßen ihr Tagebuch nachlesen läßt. Nun stammen diese Bekenntnisse einer schönen, ja sehr schönen Seele keineswegs von einer beliebigen Amerikanerin, sondern von einer sehr bildungshungrigen und geschickten. Sie hat einen väterlichen „Freund“, der im Zivilberuf ein großer Knopffabrikant vor dem Herrn und anscheinend selbst ein alter Knopf ist. Der schickt sie zwecks Erweiterung ihrer Bildung nach Europa. Viel zu lernen gibt es da ja nicht; jedenfalls braucht eine solche Amerikanerin beispielsweise nicht unbedingt zu wissen, daß in Europa die Frauen auf dem Lande schwer arbeiten müssen. Aber wie man die dummen Männer um Brillantdiademe preßt, und wie man überhaupt die Tatsache der Zugehörigkeit zum schwachen Geschlecht als stärkste Waffe der Selbstbehauptung und der Männerausbeutung anwendet, das wußte unsere Heldin schon vorher.

Es ist nämlich in Wirklichkeit eine Kostette größten Stils, die uns vorgeführt wird. Der Ansturm der bürgerlichen Moral, die Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft sind der Nährboden, auf dem Geschöpfe wie unsere Heldin zu Tausenden groß werden. Doch unsere Blondine aus dem hochkapitalistischen Amerika kennt, wo die moralische Heuchelei wie manches andere in Wolkenkratzerformat existiert, macht ihren Fall nicht etwa zu einem besonderen, amerikanischen, der für die übrige Welt nichts zu sagen hätte; auf dem amerikanischen Hintergrunde treten lediglich die Konturen um so schärfer hervor.

Ob allerdings die Verfasserin des famosen Büchleins, Anita Loos, selbst über die soziologischen Hintergründe und Bedingungen für ihre Heldin nachgedacht hat, weiß ich nicht; doch ist es kaum anzunehmen. Vermutlich hat sie nur ein Buch schreiben wollen, das sie ein bißchen blasiert skeptisch über Spezialfälle des amerikanischen Lebens lustig macht, das die Leute amüßiert und das viel gekauft wird. Das hat sie denn auch erreicht. Zugleich aber hat sie etwas geschrieben, was in einigen Jahrzehnten dem Kulturhistoriker mehr sagen wird, als langweilige wissenschaftliche Abhandlungen; ein Buch, das gewisse Zeiterscheinungen von heute als typisch herausstellt, wie beispielweise Mo-

lières „Hierpuppen“ das für das feinerzeitige galante Frankreich taten. So m o.

Wir geben hier einige Stellen aus dem Buche der Anita Loos „Blondinen bevorzugt“ wieder, zu deren Verständnis noch gesagt sei: Dorothea ist die Freundin der Tagebuchschreiberin; beide Damen reisen auf Kosten des reichen amerikanischen Freundes Herrn Eisman zwecks „Bildung“ nach Europa. Herr Spoffard ist ein berühmter und sehr moralischer amerikanischer Filmkritiker. Er stammt aus alter Familie und zensiert Filme. Die unmoralischen Stellen, die dem Volke Schaden zufügen könnten, läßt er herauschneiden, zusammenleben und dann schaut er sich diesen „Zensurfilm“ besonders an. Der zensierte Film interessiert ihn nicht mehr. Unsere Blondine widmet ihn nebst Familie, deren Anstandsdame Fräulein Chapman heißt, so ein, daß er sie schließlich heiratet. Sie hat sehr bald herausgefunden, daß die meisten Männer auf den Heim kriechen, wenn man ihnen Gelegenheit gibt, eine Frau zu „retten“, zu sich emporzuziehen, moralisch zu heben (es beruhigt das schlechte Gewissen immer, wenn unmoralisches Tun ethisch verbrannt werden kann). Auch Herr Spoffard „rettet“ und merkt so wenig wie seine Kollegen diesseits und jenseits des Ozeans, daß er in Wahrheit nur ein geschobener Schieber ist.

Paris ist himmlisch. Nämlich gestern kamen Dorothea und ich in Paris an, und es ist einfach himmlisch. Weil die Franzosen einfach süß sind. Als wir vom Schiff durch den Zoll kamen, war es ziemlich heiß und es roch sehr, und alle französischen Herren vom Zoll schimpften mir so. Ich suchte mir den Franzosen aus, der die schönste Uniform anhatte, und scheinbar eine sehr, sehr wichtige Persönlichkeit war, und gab ihm 20 Franken in französischem Geld, und er war riesig galant und bogte wirklich alles nieder, was ihm in den Weg kam und trug unser Gepäck stracks durch den Zoll. Nämlich ich finde wirklich 20 Franken außerst billig für jemand, der für 100 Dollar Goldklippen allein auf seinem Rock hat, von den Büren ganz zu schweigen. Scheinbar schimpfen die Franzosen andauernd, besonders die Droghelenschaufer, wenn man ihnen als Trinkgeld so eine kleine gelbe Münze, die sie hier 50 Centim nennen, als Trinkgeld gibt. Aber das Gute an den französischen Herren ist, daß man mit

fünf Franken tatsächlich jedesmal ihnen den Mund stopfen kann ganz gleich, wer es ist. Ich meine, der Moment, wenn ein Franzose zu keifen aufhört, ist wirklich so wohlthuend, daß es selbst für 10 Franken wirklich noch geschenkt ist.

So kamen wir ins Rixhotel, und das Rixhotel ist himmlisch. Denn in einer fabelhaften Bar sitzen und die famossten Champagner-Cocktails trinken und alle diese wirklich bedeutenden französischen Leute sehen, das finde ich himmlisch.

Und wenn man so herumgeht und liest so die Firmenschilder mit allen berühmten historischen Namen, so verschlägt es einem den Atem. Wir gingen nur einige Ecken weit spazieren. Dorothea und ich, aber da lasen wir schon alle die berühmten historischen Namen, die mir so geläufig sind, Coth und Cartier, und alle die andern, die wir ja so genau kennen, und ich fühlte tatsächlich, endlich sehen wir etwas Bildendes und ich wußte, unsere Reise ist doch kein Nennfall gewesen. Ich meine wirklich, ich verübe Dorothea zur Bildung und Ehrfurcht zu erziehen. So standen wir an der Ecke eines Platzes, der Bandoth-Platz heißt. Wenn man einem Denkmal, das sie in die Mitte gestellt haben, den Rücken zugeht und geradeaus schaut, sieht man nichts geringeres als das Firmenschild von Coth. So lagte ich zu Dorothea: Fühlst du dich wirklich nicht erhoben, daß du tatsächlich an der Stelle stehst, wo Herr Coth all das Parfüm macht? Darauf sagte Dorothea mir, sie nähme an, Herr Coth sei nach Paris gekommen, und nachdem er die Stadt berochen hätte, sei es ihm aufgegangen, daß man da wirklich was dagegen unternehmen müßte. Also Ehrfurcht wird Dorothea nie lernen.

Und dann sahen wir ein Juwelengeschäft und die Juwelen im Fenster schienen wirklich halb geschenkt für ihren Glanz, aber die Preise waren alle in Franken, und ich bin leider nicht so berechnend, um herauszufinden, wieviel ein Franken in Geld ist. So gingen wir hinein und fragten, und es machte nur 20 Dollar, aber es waren scheinbar keine Brillanten, sondern ein Zeug, das sie hier Simili nennen, was ungefähr Imitation bedeutet. Dorothea sagte, Simili sei auch das Wort, das einem Herrn gebührt, der einem so was schenkt. Ich meine, ich kam wirklich in Verlegenheit, aber der Herr ver-

stand scheinbar Dorotheas Englisch gar nicht. Aber diese Simili haben mich ganz bestürzt, weil ich sie wirklich nicht als Imitation erkennen konnte. Also so ein Lump von einem Herrn könnte einen wirklich dran kriegen mit so einem Geschenk, und dann wäre es mir für 20 Dollar! Aber wenn Herr Eisman nächste Woche nach Paris kommt und will mir ein Geschenk machen, gehe ich unbedingt mit, denn er schwärmt gar zu leidenschaftlich für so billige Gelegenheitskäufe. Dann sagte der Herr in dem Juwelierladen noch, daß eine Menge berühmter Pariser Damen Imitationen ihres Schmuckes trügen und den Schmuck in den Safen täten, damit sie sich sorgloser amüsieren könnten. Aber ich sagte ihm, ein Mädchen, die eine Dame ist, wird sich stets nur in solche Situationen begeben, die sie ihren Brillanten schuldig ist.

Also gestern abend machten Herr Spoffard und ich eine lange Spazierfahrt im Park, d. h. auf Wienerisch nennt man es nicht Park, sondern Prater. Also ein Prater ist wirklich etwas Himmlisches, denn es ist wie Coney Island und dann heißt er Würstelparter, oder gleichzeitig auch Wald und tatsächlich voll von Bäumen, und eine lange Straße gibst dort, wo man im Prater spazierenfahren kann. Also wir kamen ins Gespräch und ich brachte heraus, daß Fräulein

Chapman furchtbar gegen mich gehetzt hat. Nämlich sie hat tatsächlich Erkundigungen über mich eingelesen, und es ist erstaunlich, was Fräulein Chapman alles über mich herausgebracht hat, zum Glück nur nicht, daß und wieviel Herr Eisman für meine Bildung ausgibt. Und dann sagte ich Herrn Spoffard, daß ich nicht immer so feingebildet gewesen sei, wie ich jetzt bin, und daß die Welt voller Herren sei, die wahre Wölfe in Schafspelzen wären und die immer nur ihren Vorteil bei uns armen Mädchen wahrnehmen täten. Und dann mußte ich furchtbar weinen. Und dann erzählte ich ihm, wie ich nur ein kleines Mädchen aus Little Rock gewesen sei, als ich zum erstenmal Little Rock verließ. Und da hatte Herr Spoffard tatsächlich Tränen in den Augen. Und dann erzählte ich ihm, wie ich aus einer sehr guten Familie stamme und daß mein Papa kolossal gebildet gewesen war und daß alle immer gesagt haben, er sei ein kolossal gebildeter Honoratiore. Und wie ich gedacht hatte, als ich von Little Rock wegging, daß alle Männer immer nur im Auge hätten, wie sie uns Mädchen beschützen könnten. Und als ich dann mit der Zeit herausgefunden hatte, daß sie nicht gerade am meisten im Auge hätten uns zu beschützen, da war es schon zu spät. Und da mußte auch er furchtbar weinen. Und da

sagte ich ihm, wie ich mich schließlich emporgewunden habe dadurch, daß ich immer in allen Zeitungen über ihn gelesen hätte, und als ich ihn im orientalischen Expres gelesen hätte, sei mir das wie eine Fügung des Schicksals vorgekommen. Und ich sagte ihm, eigentlich finde ich ein Mädchen erst richtig geläutert, wenn sie weiß, was Ungeläutertsein heißt, als wenn sie schon geläutert geboren wird und niemals über diesen Punkt Erfahrungen gesammelt hat. Da beugte sich Herr Spoffard in einer Weise über mich, die ganz von Hochachtung erfüllt war. Und dann sagte er, ich erinnere ihn fortwährend an jemand, der in der Bibel als Magdalena verewigt worden ist. Und dann jagte er, er selbst hätte früher im Chor mitgesungen, also läge es ihm fern, den ersten Stein auf ein Mädchen wie mich zu werfen.

Und dann fuhren wir noch im Prater herum, bis es spät war und es war wirklich himmlisch, denn der Mond schien, und wir redeten andauernd über Moral und die Musik spielte in der Ferne „Mama liebt Papa“, denn „Mama liebt Papa“ ist nun wirklich auch bis Wien gekommen und alles scheint verrückt nach „Mama liebt Papa“ zu sein, wenn es in Amerika auch schon nicht mehr ganz neu ist. Und dann brachte er mich ins Hotel.

Die Dame.

Wir sind die Creme der Elite,
Die mendäne Hautbolee,
Wir sind die erlesenste Blüte
Am Banne der Menschheitsidee,
Wir schreiten, univogt und unmschmeichelt,
Durch Meere von Schimmer und Duft,
Uns sächelt und söhnt und streichelt
Baumwollige Treibhausluft.

Schwer wallen Samt und Damaste,
Es rieselt in Spitzen und Tüll,
Der Fächer, der Stiff und die Quaste,
Das Täschchen und Fläschchenidyll,
Der Bembergstrumpf im Brokatstuh,
Am Naden blinkender Stein —
Da gehört schon ein Mordsapparat dazu,
Eine richtige Dame zu sein!

Die schwerste von unsern Sorgen:
Wie trägt man, wie pflegt man sich morgen?
Das wüßten wir Damen so gern!
Wir Armen haben ja leider
Nur siebenundvierzig Kleider
Und die Hälfte ist nicht mehr modern!

So schaut man in Niesenreflamme
Die Dame, die Dame, die Dame! —
Die Dame auf Reisen,
Die Dame im Bett,
Die Dame beim Speisen
Und auf dem Klosett,
Die Dame beim Baden,
Die Dame am Strand,
Die Dame im Laden,
Die Dame bei Kant,
Die Dame am Noter
Und kühn als Pilot,
Am Toio, am Rotor,
Lebendig und tot. —

Für Morgen, Mittag, Abend, Nacht
Hat sie sich zurechtgemacht,
Von der Wiege bis zur Gruft,
Einzig wichtig ist die Luft,
Bei der Hochzeit, bei der Scheidung
Ist und bleibt der Clou die Kleidung.
Auch zum Nichtstun braucht's Genie!
Hoppla, die leben! Na und wie!

Diehebe.

(Im Frauenblatt des Berliner „Vorwärts“.)

100 Jahre Zündholz.

Heute sind es 100 Jahre, seit die Zündhölzchen sich Eingang in jeden Haushalt verschafft haben und die alte, mühevolle und zeitraubende Art des Feuernehmens beseitigten. Bekanntlich bestand das Feuerzeug des Altertums aus einem harten Holzstabe, der mittels eines Riemens in dem Loch eines leicht entflammaren Holzes so stark um seine Längsachse gedreht wurde, daß nach einiger allerdings geraumer Zeit durch die Wärmeentwicklung bei dieser mechanischen Arbeit die Entzündung des weichen Holzes eintrat. Auf die gleiche mühevolle Art erzeugen heute noch manche Naturvölker ihre Herd- und Lagerfeuer.

Im 14. Jahrhunderte wurde diese Weise der Feuerbereitung durch das Stahlfeuerzeug verdrängt. Man benötigte einen Feuerstein oder auch Pyrit (Schwefelkies) und erzeugte durch heftige Schläge auf Stahl Funken, die man im Feuerstchwamm auffing und durch eingelegte Schwefelstäben in eine Flamme umwandelte. Diese Art des Feuernehmens hielt sich sehr lange, bis zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit kam man auf den Gedanken, chemische Vorgänge, die von Flammeneentwicklung begleitet sind, zur Feuerbereitung auszunützen.

Im Jahre 1806 brachte der französische Chemiker Chancel seine sogenannten Funzhölzer in Verkehr. Es waren dies geschwefelte Holzstäbchen, deren Ende mit einer Mischung von Kaliumchlorat und Zuder überzogen war. Brachte man diese mit einem in konzentrierte Schwefelsäure getränkten Asbest in Berührung, so erfolgte deren Entzündung.

Im Jahre 1723 — also nur 17 Jahre später — erfand Döbereiner eine Zündmaschine, bei der durch Berührung von Zink mit verdünnter Schwefelsäure Wasserstoffgas erzeugt wurde, das beim Deffnen eines kleinen Rohres aus dem Gefäße auf einen Platinschwamm ausströmte und sich dort entzündete. Doch war dieses Feuerzeug durch die Notwendigkeit des häufigen Auswechslens der Schwefelsäure und des Rohres sowie durch das öfte Versagen des Platinschwammchens und wegen der

Unbequemlichkeit für den Transport sehr unpraktisch.

Dieses Feuerzeug wurde im Jahre 1827 durch die von dem englischen Apotheker Walker erfundenen Zündhölzer rasch verdrängt. Wir können diese wirklich „Zündhölzer“ nennen, denn ihre Länge betrug volle 10 Zentimeter. Sie waren auch $\frac{1}{2}$ Zentimeter dick und ihr Kopf bestand aus chloranrem Kalzium und Schwefel. Man umwickelte das Köpfchen mit grobem Schmirgelpapier, drückte dieses mit zwei Fingern der linken Hand zusammen und zog mit einem Rad der rechten Hand das Holz rasch heraus, wodurch sich dieses entzündete. Walker brachte seine Zünder in Schachteln zu 84 Stück und einem beigegebenen Schmirgelpapier zum Verkauf.

Nach der Auffindung des Phosphors und seiner Herstellungsweise wurden im Jahre 1835 durch den ungarischen Hörer des Wiener Polytechnikums, namens Frinyi, die ersten Phosphorzündhölzchen hergestellt, die dann lange im Gebrauche verblieben. Die Hölzchen wurden behufs rascher Entflammung in schmelzflüssigen Schwefel oder Paraffin getaucht, nach dem Trocknen sodann das eine Ende in ein Gemisch von farblosem Phosphor und Bleioxyd (als die Verbrennung förderndes Mittel), gesteckt, dem als Bindemittel Leim oder Dextrin und zur Verschönerung recht lebhaft Farben beigegeben waren. Beim Anrühren an einer beliebigen Reibfläche entzündete sich der Phosphor, das Bleioxyd gab den Sauerstoff zur Verbrennung ab und die große Hitze brachte auch den Schwefel zur Entflammung — das Hölzchen brannte. Da diese Phosphorzündhölzchen nicht allein die Gesundheit der Arbeiter in den Zündholzfabriken schwer bedrohten, sondern auch zu Unglücksfällen Anlaß gaben und Selbstmördern sowie Giftmischern ein höchst gefährliches Mittel in beliebiger Menge boten, wurde nach der Entdeckung des ungiftigen roten Phosphors durch den Professor der Chemie, Anton Schrötter (geb. 1802 in Olmütz, gest. 1875 zu Wien) im Jahre 1868 von Schweden aus die sogenannten Sicherheitzündler in den Handel gebracht, die nur an der Reibfläche des Schächtelchens entflammen und völlig ungiftig sind. Die Phos-

phorzünder behaupteten sich noch gleichzeitig mit den Sicherheitszündern, bis zur Wende des Jahrhunderts, zu welcher Zeit ihre Erzeugung dann eingestellt wurde

Doch der Geist des Menschen kennt keinen Stillstand. Schon tauchten Benzinfeuerzeuge in

der mannigfaltigsten Gestalt an. Sie vermochten jedoch die praktischen Zündhölzchen nicht zu verdrängen. Ihnen die Herrschaft zu rauben, bleibt einer neuen, praktischeren Erfindung der Zukunft vorbehalten. R. R.

Gülfsee-„Romantif“.

Von Martin Johnson.

Martin Johnson und seine tapfere Frau Oja sind durch ihre kühnen Afrika-Expeditionen auch dem deutschen Leser nicht mehr unbekannt. Soeben erscheint nun bei Brockhaus in Leipzig als Band 40 der Sammlung „Reisen und Abenteuer“ (M. 280) das erste Buch Johnsons in deutscher Sprache: „Mit dem Kurbelkästen bei den Menschenfressern. Abenteuer auf den Neuen Hebriden.“ Dieses Werk ist eines der fesselndsten Abenteuerberichte der letzten Jahrzehnte! Er wimmelt von Gefahren, gewagten Situationen und grotesken Momenten, wo oft nur irgendein Trid oder die Gewandtheit des Verfassers seiner Frau und seinen anderen Begleitern das Leben retten. Johnson hatte sich als Ziel gesetzt: einmal bei einem Festmahl zuzuschauen, bei dem „langes Schwein“ — Menschenfleisch — auf dem Speisetisch stand, und er wollte den Wilden, den Steinzeitmenschen, ihre eigenen Gesichter im Film zeigen. Beides ist ihm geglückt! Eine der vielen interessanten Stellen aus dem Buch drucken wir mit Genehmigung des Verlages ab.

Bei unserm Entdeckungszug an der Insel kamen wir zu der Ueberzeugung, Bao wäre so recht geeignet, um den Leuten, die sich der romantischen Vorstellung von dem wundervollen Leben der Wilden hingeben, die Augen für die wahren Tatsachen zu öffnen, harte die Insel doch selbst für uns, denen dieser Traum bereits so lange zerronnen war, in dieser Hinsicht noch Ueberraschungen. Eines Tages knipste ich einen blinden, schwachen Greis, der sich kaum auf den Beinen halten konnte. Es war einer der wenigen wirklich alten Wilden auf der Insel, und ich dachte mir, daß er einst ein mächtiger Häuptling gewesen sein müsse, daß er bisher der üblichen Strafe für das Altern — lebendig begraben zu werden — entgangen war. Indessen wurde mir am nächsten Tag, als ich ihn noch einmal aufsuchen wollte, der Bescheid, daß er „lange liege“, und zur Bestätigung führte man mich nach einer kleinen Hütte über einem frischen Grab. Durch meine Aufnahme war der Mann seiner Vergessenheit entziffen worden. Die Häuptlinge hatten eine Beratung abgehalten und beschlossen, er sei überflüssig. Also wurde ein Grab gekauft, der Alte hineingelegt, ein glatter Stein ihm aus Gesicht gelegt — damit er atmen konnte — und dann das Grab zugeschaukelt. Nun sah ein Zauberer daneben, um zur Hand zu sein, im Fall der alte Mann nach irgend etwas verlangte. Es lag auch gar keine bewusste Grausamkeit in dieser Handlungsweise, sondern nur eine unerbittliche Logik. Der Greis hatte die Zeit seiner Nützlichkeit überlebt. Er war weder sich selbst noch der Gemeinde zu irgend etwas gut. Also konnte er ebenjogut in der Erde liegen.

Ein anderes Beispiel: Ein paar Tage später hörten wir, als wir auf eins der Dörfer zuschritten, in unregelmäßigen Zwischenräumen die langgezogenen Klageklänge eines gepeinigten Weibes. Beim Verreten der Lichtung entdeckten wir eine Gruppe Männer, die lachend und

schmerzhaft um irgend etwas herumstanden, das auf dem Boden lag. Dies Etwas war ein sich vor Schmerzen krümmendes, schreiendes junges Mädchen. Die Ursache ihrer Not war leicht zu entdecken: hinter dem Knie starre uns im Ober- und Unterschenkel je ein großes Brandloch entgegen, ich hätte bequem in jedes meine beiden Hände legen können. Erri gab uns, stolz auf sein „Bechede-mer“, nur zu gern eine wortreiche Erklärung. Die Unglückliche war die neueste Frau von Naudi, einem „reichen Manu mit vielen Kokosnüssen, vielen Schweinen und vielen Frauen“, er war selbst unter den beständigsten Zuschauer. Der Wilde hatte zwanzig Schweine für sie bezahlt, in der Tat ein sehr anständiger Preis für eine Frau auf den Neuen Hebriden. Aber er hatte einen schlechten Kauf gemacht, das Mädchen mochte ihn nicht. Viermal war sie ihm weggelaufen, viermal wieder eingefangen und zurückgebracht worden. Das lebstmal hatte die Jagd nach ihr fast sechs Monate gedauert, denn sie hatte sich gut im Urwald des Innern verborgen. Am Tag nun vor unserm Besuch hatten die Männer des Dorfes sich zum Gericht versammelt. Ein Stein wurde bis zum Weisgelenk erhist, dann hielten vier Männer das Mädchen fest, ein fünfter legte ihr den Stein in die Kniekehle, preßte das Bein zurück, bis die Ferse den Oberschenkel berührte, und band es dort fest. Eine Stunde lang saßen die Wilden die Qualen der Unglücklichen mit an, während der Stein sich ihr langsam ins Fleisch hineinbrannte. Dann banden sie sie los. In Zukunft wird sie an einem Stod humpeln müssen wie eine alte Frau. Sie wird keinem Manne wieder weglaufen.

Angewidert wendeten wir uns weg. Es kostete mich Ueberwindung, nicht handgreiflich zu werden an den Unmenschen, die lachend die Acemste umstanden. Nur das Bewußtsein, daß ein Schlag für mich soviel wie Selbstmord und Tod oder noch Schlimmeres für meine Frau bedeuten würde, hielt mich zurück. Indessen, als wir nach unserm Steinhau zurückgingen, küßte sich mein Bohn, und ich konnte die Sache jetzt auch von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten. Ich machte mir klar, daß es nicht gerecht war, diese Wilden, die doch noch in dem Zustand leben, den unsere Vorfahren vor Hunderttausenden von Jahren durchlebt haben, am Maßstab der modernen Zivilisation zu messen. Und ich erinnerte mich auch daran, wie Viehisch selbst Männer meiner eigenen Rasse zuweilen sein können, wenn die Schranken der Zivilisation fallen.

Am nächsten Morgen sah ich mit meiner Frau nach unserm Bad im Meer an der Küste und sah dem Aufbruch der „Einholer“ zu. Jeden Morgen fährt nämlich die gesamte weibliche Bevölkerung nach Malekula, um Holz, Früchte und Gemüse zu holen. Da die kleine Insel Bao die wachsende Zahl ihrer Bewohner — es waren damals etwa vierhundert — nicht mehr ernähren konnte, hatten die eingeborenen Frauen ihre Gärten nach der großen Insel verlegt. Wie gewöhnlich wurden auch an diesem Morgen die Frauen von einem Trupp Bewaffneter begleitet. Zwar sind die Buschvölker von Malekula den Baoleuten freundlich gesinnt; indessen sind die-

sen ihre Frauen ein so kostbarer Besitz, daß sie lieber alle Vorsichtsmaßregeln treffen. Erst spät am Abend kehren die Kanus zurück. Saiter die Frauen, viele mit Kindern auf den Rücken gebunden, den ganzen Tag hart gearbeitet, so hatten die Männer derweilen am Strand herumgelegen und gefaulenz. Aber selbstverständlich ruderten die Frauen auch die Kanus heimwärts. Bei dem starken Seegang brauchten sie wohl drei Stunden, um den etwa 1000 Meter breiten Kanal zu überqueren. Während der ganzen Zeit rührten die Männer auch nicht einen Finger, um den Frauen zu helfen. Als sie die Kanus glücklich auf den Strand gezogen hatten, schulterten die Weiber ihre schweren Holz- und Gentiegebündel und trotterten erschöpft ihren Dörfern zu — hinterdrein zogen, mit nichts belastet außer ihren kostbaren Gewahren, die Männer. Unter den armen weiblichen Sklaven — sie waren in der Tat kaum mehr — bemerkten wir fünf, die an Stöcken humpelten. Die hatten versucht, ihren Männern wegzulaufen.

Ein paar Tage später fragte uns Erri, ob wir Lust hätten, an einem Ehgelage teilzunehmen, mit dem die Fertigstellung eines Devil-Devils feierlich begangen werden sollte. „Devil-Devil“ nennt man die rohgeschichteten, ausgehöhlten Baumstämme, die den einzigen sichtbaren Kultgegenstand der Wilden darstellen. Wir sahen zwar nicht ein, wieso dies Ereignis den Grund zu einem Festgelage abgeben sollte, da es schon Hunderte von Devil-Devils auf der Insel gab, andererseits waren wir aber froh, so Gelegenheit gefunden zu haben, an einem der Gelage teilzunehmen, von denen uns Erri schon soviel erzählt hatte.

Gut essen war so ungefähr das einzige Vergnügen der Eingeborenen auf Bao. Eine Geburt oder ein Todesfall, die Vollendung eines Hauses oder eines Kanus, die Wahl eines Häuptlings — kurz, jedes nur einigermaßen aus dem Rahmen des Alltäglichen herausfallende Ereignis war ein willkommenes Anlaß für einen Festmahl mit viel Schweinefleisch; gewöhnlich „langes Schwein“. Die Feiern, der wir beiwohnten, war typisch für viele ähnliche. Zuerst wurde der neue Devil-Devil auf die Lichtung geschleppt und mit ein paar Zeremonien unter den übrigen aufgestellt. Dann brachten einige der Leute etwa hundert Schweine und banden sie an Pfähle; andere schichteten in der Mitte der Lichtung Hunderte von Jams auf; und wieder andere warfen mit den Füßen zusammengebundene Hühner auf einen freischwebenden Haufen zusammen. Als die Vorbereitungen beendet waren, wurden die Jams unter die älteren Männer verteilt, dann band jeder von diesen ein Schwein von seinem Pfahl los und übergab es mit feierlicher Miene seinem Nachbar, wofür er in derselben Weise ein Schwein von ähnlicher Größe erhielt. Die Wilden brachen nun ihren Schweinen je ein Vorder- und Hinterbein und warfen die angstvoll quiekenden Tiere neben den Jams auf den Boden. Dann wurden die Hühner ausgetauscht und auch ihnen sofort die Beine und Flügel gebrochen. Das fürchtbare Knarren der Knochen und das Gezeter der gefolterten Schweine und Hühner lag mir lange in den Ohren. Als der Austausch zu Ende war, trugen die Männer ihre Schweine nach der Mitte der Lichtung, schlugen sie mit einem Stod so lange auf den Kopf, bis sie fast tot waren, und warfen sie dann zu Boden, wo sie unter Quielen und krampfartigem Jucken ihr Leben anschnahten.

Was mancher nicht weiß.

Durch Schlagenbisse haben im Jahre 1925 in Britisch-Indien 19.308 Personen den Tod gefunden. Demgegenüber ist es Unheil, das die Raubtiere angerichtet haben, verhältnismäßig gering. Die Todesopfer der Raubtiere belaufen sich in dem angegebenen Jahr auf 1974. Davon waren 974 durch den Tiger getötet, während die übrigen tausend ihr Leben durch Wölfe, Bären, Leoparden, Elefanten, Wildschweine, Krokodile und Hyänen verloren. Bei dem fortgesetzten Kampf zwischen Mensch und Raubtier befindet sich freilich die Tierwelt im Nachteil. In dem Jahre 1925 wurden in Britisch-Indien nicht weniger als 41.004 Giftschlangen vernichtet.

Für die Lebenshaltung im Deutschen Reich mußten im Dezember 1926 im ganzen 44,3 Prozent mehr aufgewendet werden als vor dem Kriege. Die Lebensunterhaltungskosten selbst haben gegenüber der Vorkriegszeit folgende Steigerung erfahren: Ernährung um 49,6 Prozent, Wohnung um 5 Prozent, Heizung, Beleuchtung um 44,3 Prozent, Bekleidung um 57,5 Prozent, sonstiger Bedarf um 85 Prozent.

Rußlands Gesamtverluste betragen im Weltkrieg 8.737.000 Mann. Von diesen gerieten 3.409.433 in Gefangenschaft und 2.588.838 erlitten Verwundungen; die übrigen fielen an der Front oder erlagen den Verletzungen. Dazu müssen noch die Hunderttausende gefügt werden, die an den Krankheiten, die sie sich in den Schützengräben zugezogen hatten, starben, und die unzähligen Opfer der Epidemien, die an der Front herrschten. Eine traurige Bilanz!

Eine Entwurzelung der Bevölkerung ist im Laufe des letzten Jahrhunderts eingetreten, die am deutlichsten darin zum Ausdruck kommt, daß vor etwa 100 Jahren noch rund 90 Prozent aller deutschen Menschen in eigenen Häusern und nur 10 Prozent in fremden Häusern zur Miete wohnten, während das Verhältnis heute umgekehrt ist.

250.000 Dollar für ein Gemälde von Dicks hat der Amerikaner Jacob Epstein in Baltimore gezahlt. Das Gemälde „Minas und Armida“ hat er vorläufig leihweise dem Museum von Baltimore überlassen.

Allerlei.

Der tiefste Abgrund der Erde. Auf dem 1500 Meter hohen Conco d'Aquillo (Italien), der durch das Eisjoch vom Monte Baldo (östlich vom Gardasee) getrennt ist, war vor zwei Jahren ein Raubloch von 123 Meter Tiefe erschloßen worden. Er endet in einer kleinen Höhle. Von hier führen Schwächte weiter hinunter, die von Höhlenforschern aus Verona in diesem Sommer in Angriff genommen wurden. Vor wenigen Jahren ist es ihnen in 27stündiger Arbeit gelungen, die tiefste Stelle dieses Schachtsystems, einen kleinen See, 637 Meter unter der Erdoberfläche mittels Seidleitungen zu erreichen! Damit ist der bisher tiefste Abgrund der Erde bezwungen und auch sportlich für die Kletterer auf der Seidleiter ein Rekord aufgestellt.

Nasen, die sich verlängern lassen. Wenn sich die auf Borneo einheimischen Nasenaffen in Gefahr glauben, so gilt ihre erste Sorge immer ihren Nasen, die sie, um sie zu schützen, sogleich mit beiden Händen umklammern. Auch wenn sie von Baum zu Baum springen, mußten sie dabei ihre Nasen um sie herumwickeln. Diese Art zu benutzen. Diese Angst und Vorsicht ist denn auch wohl begründet, denn die großen Gurrenasen sind der „männliche Schmutz“ der Nasenaffen. Dazu besitzen diese Schmutznasen der

etwa 60 Zentimeter langen Affen — von den Eingeborenen auch Kahans genannt — noch eine ganz besondere Eigentümlichkeit: sie sind nämlich — beweglich und können durch Streckbewegungen sogar verlängert werden. So bieten die Tiere besonders dann einen seltsamen Anblick, wenn sie in großer Erregung sind und ihre Nasen nun auf einmal mit einem Ruck fast um das Doppelte verlängern. Die Kiefernosen der Kahans stellen übrigens eine männliche Zierde dar, denn man hat die Beobachtung gemacht, daß die Besitzer der größten Nasen von den Weibchen, die selbst nur ganz kleine kurze Naschen haben, am meisten bevorzugt werden, wie denn auch die Nasen im Innern fast ganz verkrüppelt sind und damit als Geruchsapparat kaum in Betracht kommen.

Untergrundbahn in Venedig. Um die Schönheiten des alten Stadtbildes vollständig zu erhalten, soll der Motorboverkehr in den Kanälen Venedigs verboten und nur Gondeln zugelassen werden. Zur Bewältigung des starken Personenverkehrs ist der Bau einer Untergrundbahn beschlossen, die unter den Kanälen hindurch die Stadt durchquert. Die Streckenlänge beträgt 11,88 Kilometer, die Baukosten 120 Millionen Lire. Uebrigens gab es schon früher unterirdische Verbindungsgänge in Venedig, die von Schauergerichten umwoben sind, jetzt aber sind alle verfallen.

Weiteres.

Englischer Humor. „Woran liegt es, daß man Ihren Mann garnicht mehr in der Kirche sieht?“ fragte der Pfarrer Frau Weibrecht, die mit betrübtem Kopfschütteln antwortete. — „Am Sozialismus?“ — „Schlimmer als das, Euer Hochwürden.“ — „Wehl gar Atheismus?“ — „Biel schlimmer, Hochwürden.“ — „Was ist es denn dann?“ — „Rheumatismus.“

Der kleine Walter wird vom Onkel gefragt: „Na, Junge, kriegst du denn auch manchmal Schläge?“ — Walter: „O ja!“ — „Na und von wem denn, vom Papa?“ — „O ja!“ — „Von der Mama auch?“ — „Ja, auch!“ — „Von dem Fräulein auch?“ — „Von der auch manchmal!“ — „Und bei wem tut's denn am wehesten?“ — „Na, bei mir!“

Das einzige Mittel. „Du, Jass, mei Kuhlah is mir niederg'fallen, und i bring s' net in d' Höh.“ — „Gehst halt zum Bezirksamtmo und bitt's 'n, daß er a Hoch ausbringt. Da steht jed's Rindvieh auf.“

Ausforschung. Klein-Erika besucht zum ersten Male ihren Onkel, den Doktor, der in einem schönen, großen Hause wohnt. Treppauf, treppab gehen ihre Erkundigungsfahrten, bis ins Sprechzimmer des Onkels hinein. Dort steht in der Ecke hinter schwarzem Vorhang ein Skelett. Sofort läuft sie zum Onkel, um sich Auskunft über das Wunderding zu holen. Jetzt steht sie mit dem Onkel an der Hand davor und hört von ihm, daß ein Skelett die Knochen vom toten Menschen seien. Verwundert fragt sie nun den Onkel: „Komm; denn nur der Speck in den Himmel?“

Sehr einfach. „Wie fängt man einen Elefanten,“ so fragte mich mein Freund. Natürlich wußte ich es nicht. Aber prompt gab er mir Aufklärung. „Deshalb brauchst du nicht erst bei Karl Hagenbeck Unterricht zu nehmen. Die Sache ist sehr einfach. Du fängst drei, läßt zwei laufen, dann hast du einen.“

Die Baden. In der höheren Töchterschule hielt der Herr Oberschulrat Disputation. Es wird Verfassungsgeschichte geprüft. „Wieviel Konfult hatte die römische Republik!“ examinierte die Magistresse. Ein reizender Badisch, der die Frage beantworten soll, ist so verwirrt, daß ihm

selbst das nicht einfallen will. Das hübsche Mädchen wird rötter und rötter. Schon zuckt es weinerlich um den Mund. Der alte Gebeimrat, der selbst Töchter hat, bekommt Mitleidsregungen und greift freundlich lächelnd ein. „Wenn ich Sie, liebes Kind, einmal väterlich in jede Ihrer runden Backen kneten würde, dann wäre Ihnen die Zahl fühlbar geworden! Also wieviel Konfult hatte die altrömische Verfassung?“ „Vier!“ antwortete strahlend die freundliche Erlöste.

Der Ziegenbock. Ein Automobilist hat das Bed, einen Ziegenbock zu überfahren und zu töten. Mit eingeklemmten Armen steht die Besitzerin vor dem Bedvogel und wünscht zu wissen, wie er sich das Weiterer denkt. „Liebe Frau“, antwortet jener, „ich werde das Tier ersehen.“ — „Da trauen Sie sich wohl ein bischen zu viel zu“, ist die höfliche Antwort der Ziegenbockbesitzerin.

Gedanken-Splitter.

Türkische Sprichwörter.

Ein kleiner Stein kann eine große Peste machen.

Ein törichter Freund bringt mehr Nachteil als ein kluger Feind.

Man mag „Honig! Honig!“ rufen, soviel man will; man wird doch kein süßes Maul davon bekommen.

Wer einen Freund ohne Fehler sucht, wird keinen finden.

Esst und trinkt mit eurem Freund, aber verhandelt kein Geschäft mit ihm.

Man kann nicht zwei Melonen unter einem Arm tragen.

Um ruhig zu leben, müßte man blind, taub und stumm sein.

Aus großen Wolken kommt wenig Regen. Das Auge des Herrn macht das Pferd fett.

Wer von Geburt dumm ist, kann sich in Paris den Verstand nicht kaufen.

Rätsel-Ecke.

Silberrätsel:

big, cha, diem, dat, del, dom, e, erb, esch, fla, ge, go, il, in, ir, la, ler, lie, lin, ma, na, na, nell, ric, ril, rin, ros, sa, se, se, see, see, tel, tis, tißh, u, wei. Aus diesen Silben bilde man 16 Wörter folgender Bedeutung: 1. Stadt im Rheinland, 2. Wardenartiges Raubtier, 3. Chirurg. Instrument, 4. Gewebe, 5. Zimmergrüner Strauch, 6. Hülsenfrucht, 7. Ostseeinsel, 8. Organ, 9. Südländische Frucht, 10. Bedeutender Chemiker, 11. Weiblicher Vorname, 12. Bayerischer See, 13. Affenart, 14. Nordamerikanischer See, 15. Sibirische Insel, 16. Flug im asiatischen Rußland. Die Anfangs- und dritten Buchstaben dieser Wörter, nacheinander von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort. (Es gleich ein Buchstabe.)

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Wortlaut: eingewickelt — aufgewickelt.